

Der Name Gottes ist alles andere als nebensächlich. Er erzeugt Bilder und diese entfalten ihre eigene Macht. Günter Reese befasst sich mit der Wirkungsgeschichte des Gottesbegriffs und möchte die Suche nach Namen nicht aufgeben, die ein umfassenderes Verständnis vom Wesen Gottes zulassen. Den Beitrag widmet er seinem Freund Gernot Jonas zum 60. Geburtstag.

**Günter
Reese**

Der sogenannte Herr

Über sechstausendmal kommt der Gottesname im Alten Testament vor. Seit den Tagen der Septuaginta, jener bedeutenden, auf das erste vorchristliche Jahrhundert datierten Übersetzung der Bibel ins Griechische, wird er mit „der Herr“ wiedergegeben. Dies ist unhinterfragte Praxis geblieben. Nicht erst feministische Theologinnen zeigen sich von dieser einseitigen Festlegung des Gottes Israels verwundert. Auch sonst wird angemerkt, dass unter der Hand aus diesem Gott ein anderer wird. Freilich, es gibt gute Gründe für diese bis auf uns gekommene Praxis. Fulbert Steffensky schreibt in seinem Buch „Wo der Glaube wohnen kann“: „Es ist vielen von uns lange Zeit schwergefallen, Gott unseren Herrn zu nennen. Wir haben darum gekämpft, ihn Bruder, Schwester, Geliebten und Geliebte nennen zu dürfen. Wir haben daran gearbeitet, ihn mit zärtlicheren und mütterlicheren Namen rufen zu dürfen als mit dem Namen Herr. Heute aber, wo unsere Selbstherrlichkeit keine Grenzen mehr kennt, wo sie die Grenzen des Lebens selbst antastet, da hilft mir der Name Gottes, des Herrn, gegen mich selbst. Er befreit mich von der tödlichen Allmacht, in der ich mir selber und dem gesamten Leben gegenüberetrete. Jahwe Gott zu nennen heißt, dass ich nicht der Besitzer des Lebens bin.“¹

So oder so ähnlich haben wir es jeweils begründet. Wir wußten, warum. Die Septuaginta übersetzte den Gottesnamen mit „kyri-

os“, ein Name, den sich der römische Imperator vorbehalten hatte. Da war die alte Herrschaftskritik der Befreiten aus Ägypten wieder lebendig. Und schon im Alten Testament² wird Gott als „Herr“ (‘adon) verehrt, ein Titel, in den er hineingewachsen ist, nachdem er ursprünglich anderen Gottheiten zugehört war³. Herrschaftlich und mächtig hat man sich Gott immer vorgestellt. Die einschlägigen Übertragungen sind also nicht ganz falsch. Aber machen sie das Besondere des Gottes Israels deutlich?

Joachim Friebe hat Recht: „Der Name Gottes ist alles andere als nebensächlich. Der Name sagt etwas vom Wesen dessen aus, der ihn trägt. Im Orient hat der Name ein großes Gewicht, zu biblischen Zeiten noch mehr als heute“.⁴ Erst recht, wenn es sich um den Namen Gottes handelt. Damit ist eine ganze Theologie verbunden (Psalm 5, 12; 7, 17; 8, 2; 9, 11 u. ö.).

Gernot Jonas, Pastor für Ökumene im Kirchenkreis Koblenz, hat als einer der ersten seine Pfarrstelle geteilt. Er hat die gewonnene Zeit genutzt, Jiddisch zu lernen. So ist er nicht nur ein kompetenter Übersetzer und viel gefragter Vorleser geworden, sondern auch jemand, der seinen Kollegen vieles über ihre jüdischen Wurzeln erzählen konnte. Die Frage, was christliche Theologen von der jüdischen Praxis und Schriftauslegung lernen könnten, hat ihn nicht mehr losgelassen. So wird er viel Verständnis für die jüdische Scheu, den Gottesnamen auszusprechen, ha-

ben, aber nicht unbedingt für das, was man statt dessen gefunden hat. Meinem alten Kollegen aus der wunderbaren Mayener Zeit sei dieser Aufsatz in Dankbarkeit gewidmet.

Wie kam es zum „Herr“-gott?

Die herkömmliche Wortfelduntersuchung für adonaj, die neben elohim für die folgenschwere Übertragung des Gottesnamens als „Herr“ herangezogen wurde, ist nicht sehr ergiebig. In der überwiegenden Zahl der Fälle haben wir es mit einem geprägten Doppelnamen zu tun. An vielen weiteren Stellen steht adonaj im Rahmen des biblischen parallelismus membrorum als Alternative zum Gottesnamen. In anderen Fällen steht es als Ausdruck der Höflichkeit. Wichtig scheint die Frage zu sein, ob die Endung -aj ein Possesiv-Pronomen darstellt oder affirmativ zu verstehen ist. Otto Eißfeldt entscheidet sich mit Blick auf Ugarit für das Letztere und übersetzt adonaj mit „Allherr“⁴⁵. Dann ist auch die Herleitung aus der persönlichen Frömmigkeit, auf die das Possesiv-Pronomen weisen könnte, fragwürdig. Aber auch Eißfeldts Erklärerklärung, es würden jeweils die Propheten größeren Gebrauch von adonaj machen, die viel von Gottes Stärke und Majestät zu sagen wüßten, ist willkürlich und darum nicht überzeugend.

Allerdings sieht es so aus, als habe die Titulatur „Herr“ etwas mit der Königstheologie zu tun (Psalm 2,4; 89,59; 110,5, vgl. auch Jesaja 6, 1.8). 'adaon ist ein „altes kanaanäisches Götterepitheton“⁴⁶. Die ganze Theologie ist von Davids Hoftheologen im Südreich entwickelt worden und versteht Gott als denjenigen, der dem König Anteil an seiner Herrschaft gibt⁴⁷. Der staatliche Großkult im Süden ist „offizieller Synkretismus“ gewesen⁸. Mit ihm wurde nicht nur das Königtum legitimiert, sondern auch der Kontakt zu anderen vorderorientalischen Staaten ermöglicht. Die Ansiedlung dieser Vorstellungswelt im Südreich erklärt auch, warum so eifrige Propheten wie Jesaja, Jeremia und Ezechiel

selbstverständlich auf diese Titulatur zurückgreifen, und warum Hosea, auf den die Denunziation der gängigen Gottesverehrung als Götzendienst zurückgeht⁹, diese Bezeichnung geradezu ängstlich vermeidet. Er hatte dazu auch allen Grund. Stand er doch im Kampf mit Baal. Baal war der eigentliche Herr, der Besitzer. Er besitzt das Land und ist dessen „Herr“. In der Umwelt des Alten Testaments ist darum ali 'jan ba'al, ba'alsamem und die ba'alat gebal adon genannt worden¹⁰. Mehr Wahrscheinlichkeit hat aber für sich, dass vor allem in Jerusalem ein El-Synkretismus mit dem Gott Isaels geherrscht hat, der schon früh bestimmte Züge Baals angenommen hat¹¹. Als solcher hat er wie später der Gott Isaels die Götter in dem Rat geleitet. Wie dem auch sei: Die Gottheiten des Kulturlandes zeichneten sich durch dessen Besitz aus. Darin spiegelten sie das Verhältnis wider, das ein kanaanäischer König zu seinen Untertanen hatte. Es war das einer absoluten Über- und Unterordnung. Aber ein Teil der Israeliten hatte gerade dieses ausbeuterische Verhältnis verlassen¹² und Gott als Garanten der neuen Ordnung verstehen gelernt.

Der Gott Isaels ist „beweglich“

Dementsprechend war der Gott Isaels derjenige, der mit seinem Volk war, der vorherzieht (Exodus 13, 21; 32, 1; Deuteronomium 31,8). Dagegen waren die kanaanäischen Gottheiten sesshaft. Der Gott Isaels eilte zu Hilfe (Exodus 3,7f; Psalm 3,8; 6,5; 7,7; 12,6; 76, 10; 106,4; 107, 28; 111,9, u. ö.). Er war und blieb beweglich. Er war nicht so ein statischer Vertreter wie seine kanaanäischen Kollegen. David hat den alten Gott im Zuge seiner Großmachtspolitik für kanaanäische Ohren annehmlich gemacht.

Sicher, der Gott Isaels ist später auch als Eigentümer des Landes gedacht worden. Aber der Unterschied bleibt: Wird diese Vorstellung in Verbindung mit dem Gott Isaels gebracht, dann dient sie der Aufrechterhaltung der für diese Religion typischen Egalität, in

der kanaanäischen Religion wird damit vor allem die Tempelwirtschaft legitimiert¹³. Wird der Gott Israels als „Herr“ tituliert, geht dieser Unterschied verloren. Es bleibt dabei, dass Gott in der Beziehung zu einer Menschengruppe verehrt wurde, die kanaanäischen Götter in der Beziehung zu einem Ort oder zum König¹⁴.

Eine der schönsten Stellen über den alttestamentlichen Gott finden wir bei Tritojesaja. Dort heißt es:

„Denn so spricht der Hohe und Erhabene, der in Ewigkeit wohnt und dessen Name der Heilige ist: In der Höhe und im Heiligen wohne ich und bei dem, der zerschlagenen und gebeugten Geistes ist, um zu beleben den Geist der Gebeugten und zu beleben das Herz der Zerschlagenen“ (Jesaja 57, 15).

Hier ist von zwei Eigenschaften Gottes die Rede, seiner Erhabenheit, zu der sich auch sein Herrsein rechnen lässt, und seiner Zuwendung zu den Schwachen. Beiden Eigenschaften entspricht hier sogar ein unterschiedlicher Wohnort. Abgesehen davon, dass sich hier so etwas wie eine alttestamentliche Dualitätslehre (vergleichbar der neutestamentlichen Trinitätslehre) andeutet, lässt sich doch sagen, dass diese zugewandte Seite Gottes, die einen wichtigen Aspekt des biblischen Gottesbildes ausmacht, mit dem eher statischen Titel „Herr“ verdunkelt wird.

Ähnliches finden wir in Psalm 113, 5–8:

„Wer ist JHWH, unser Gott, der hoch oben thront, der in die Tiefe schaut, im Himmel und auf Erden? Der aus dem Staub emporhebt den Geringen, aus dem Schmutz den Armen erhöht, um ihn sitzen zu lassen bei den Edlen, bei den Edlen seines Volkes.“

Wie der Text auch ursprünglich gewesen sein mag, jedenfalls ist die Emporhebung der Geringen und die Erhöhung der Armen eine Folge des göttlichen in die Tiefe Schauens. Wieder haben wir es mit einer Zweiteilung in Gott zu tun, die sein Wesen verdeutlicht und mit dem Titel „Herr“ eher zugedeckt wird.

Warum hat es so lange gedauert, diese Seite Gottes zu erkennen?

Schließlich sei noch Psalm 33, 13. 14. 18. 19 erwähnt:

„JHWH blickt vom Himmel herab, er sieht alle Menschenkinder. Von der Stätte seines Thrones schaut er auf alle Bewohner der Erde. Siehe, das Auge JHWHs ruht auf denen, die ihn fürchten, die auf seine Gnade harren, dass er ihre Seele vom Tode errette und sie am Leben erhalte in Hungersnot.“

Erneut ist davon die Rede, dass der Gott Israels auf die Menschen blickt. Es wird auch gesagt, dass dieser Blick der Lebenserhaltung dient. Freilich gilt er jenen Menschen, die ihn fürchten und auf ihn harren. Der Blick Gottes gilt nur bedingt, er ist nur für die Frommen da. Von hier ist es nur eine kurze Wegstrecke bis zu der allgemein-religiösen Aussage, dass die Gottheit vom Himmel blickt, um die Menschen zu beobachten (Psalm 14,2; 66,7; 11,4). Da ist dann auch die allgemein-religiöse Aussage, dass Gott ein „Herr“ sei, verständlich. Herren beobachten nun einmal. Herren dürfen willkürlich sein. Herren sorgen sich in erster Linie um ihresgleichen. Auf welche Missverständnisse ist der Gedanke von Gottes Blick nicht schon getroffen! Dass er der Eigenschaft Gottes dienen sollte, ein Erretter der Armen zu sein, ist nicht erst erwogen worden. Die unheilvolle Bezeichnung Gottes als eines „Herrn“ trägt daran Mitschuld.

Wesensfremder Titel

Es geht nicht darum, Gott Bruder oder Schwester zu nennen. Wir sind nicht darauf aus, ihn mit zärtlicheren oder mütterlicheren Namen zu rufen. Wir möchten nur, dass sein von der Bibel bezeugtes Wesen nicht durch eine wesensfremde Übersetzung des Gottesnamens entstellt wird. Das aber ist mit der Heranziehung des wesensfremden „Herr“ für die Übersetzung des Gottesnamens geschehen.

Der Gottesname geht auf die hebräisch/aramäische Wurzel H.JI/HWI „sein, wer-



Ein ferner, starrer Gott, der vom Himmel herabblickt – dieses Bild prägte über Jahrhunderte die religiöse Vorstellung.
Foto: Hans Lachmann

den“ zurück¹⁵. Wenn es überhaupt sinnvoll ist, einen Gottesnamen etymologisch zu erklären, dann ist es angebracht, ihn von Exodus 3,12 her als „ich werde mit dir sein“ zu verstehen¹⁶. Die Übertragung mit „der Herr“ ist also gänzlich daneben.

Joachim Friebe hat unlängst vorgeschlagen, den Gottesnamens von Exodus 3, 14 her mit „Ich bin da“ zu übertragen¹⁷. Er ist, soweit ich sehe, überhaupt der erste, der sich so scharf gegen die bisherige Praxis ausgesprochen hat. Wenn man ihm (und der Bibel, vgl. Exodus 3, 14) nicht folgen will, den Gottesnamen mit einem Nominalsatz wiederzugeben, dann bleibt die Möglichkeit, die jetzt bei dem Versuch eingeschlagen wird, die Bibel in einer inklusiven Sprache zu übersetzen: den Gottesnamen mit „Gott“ wiederzugeben. Das ist allemal besser, als das problematische „Herr“ zu benutzen, das ja als biblisches Gottesepitheton durchaus unangetastet bleiben sollte. Die selbstverständliche Übertragung des Gottes-

namens mit „Herr“ sollte noch einmal überdacht werden. Sie ist in ihrer Einseitigkeit nicht biblisch. Sie ist irreführend und falsch.

Dies kommt allerdings einer Revolution gleich. Einmal ist der „Herr“-Titel fest verankert und schon längst zum Beispiel in die Gesangbuchlyrik oder die liturgische Sprache eingegangen. Zum anderen spiegelt sie das herrschende Verständnis der Gottesbeziehung wider. Viele Christen wünschen sich einen „Herrn“, der ihnen alle Verantwortung abnimmt. Man ist ihm in einem absoluten Gehorsamsverhältnis untergeordnet. „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen, der Name des Herrn sei gelobt“ – wie beruhigend. Wer einen Gott hat, der einem den Rücken stärkt, muss selbst wissen, worin er bestärkt werden muss. Wer einen Gott hat, der einseitig ist, muss wissen, auf welcher Seite er oder sie selbst stehen. So ein Gott ist ungemütlich. Da passt es, dass die alte Bezeichnung Gottes als „Herrn“ einen aller

Ungewissheit enthebt. Bleibt die Frage, ob Gott damit zutreffend benannt ist.

*Günter Reese
Dorfstraße 14, 27412 Bülstedt*

Anmerkungen

- ¹ Keine Zeit, Gott zu verschweigen, in: ders., Wo der Glaube wohnen kann, 1989, S. 84
- ² Ich benutze den herkömmlichen Namen, meine aber „alt“ nicht im Sinne von veraltet. Eher ist das Verhältnis von Altem zum Neuem Testament wie das von Altbau zu Neubau. Im Altbau ist die ganze Infrastruktur. Ohne den Altbau ist mit dem Neubau nichts anzufangen.
- ³ Rainer Albertz, Religionsgeschichte Israels in alttestamentlicher Zeit, 1992, 1996 S. 137. Ich verweise in die-

ser Arbeit vornehmlich auf Rainer Albertz, weil er alles gut verarbeitet hat und weil sein sozialwissenschaftliches Vorgehen einen wirklichen Neuanfang in der alttestamentlichen Forschung darstellt.

- ⁴ Publik Forum 3/2000 S. 48
- ⁵ ThWBAT, Sp. 62–78)
- ⁶ Rainer Albertz S. 147
- ⁷ ebd. S. 174ff, 181
- ⁸ ebd. S. 202
- ⁹ ebd. S. 255ff
- ¹⁰ ThWBAT, Sp. 64
- ¹¹ Rainer Albertz S. 203
- ¹² ebd. S. 109ff
- ¹³ ebd. S. 122
- ¹⁴ ebd. S. 181f. 207f
- ¹⁵ ebd. S. 81
- ¹⁶ ebd. S. 82
- ¹⁷ Publik Forum 3/2000, S. 47f

Gewalt gegen Frauen hat ihre Wurzeln auch in der patriarchalen biblischen Theologie, die die Unterdrückung der Frau seit Jahrhunderten legitimiert. In seinem Vortrag vor der Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland setzt sich der Alttestamentler kritisch mit diesen traditionellen christlichen Vorstellungen auseinander.

Frank
Crüsemann

Biblische Theologie und Gewalt gegen Frauen

Ein Bericht über Fehldeutungen und Wiederentdeckungen

Die Aufdeckung eines Zusammenhangs zwischen praktizierter Gewalt gegen Frauen und traditionellen kirchlich-theologischen Lehren wird in der Beschlussvorlage des Ständigen theologischen Ausschusses für diese Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland als „Parallele“ zu der Diskussion bezeichnet, „die der christlich-jüdische Dialog hervorgerufen hat“. Es geht, so heißt es, in beiden Fällen um Missbrauch der biblischen Botschaft zur Legitimierung von Gewalt und um Ansätze zu ihrer Überwindung.¹ Die

Hauptthese, die ich Ihnen heute vorlegen will, lautet: Es geht um mehr als um eine Parallele oder Analogie, beide Vorgänge hängen vielmehr in der Sache direkt zusammen.

Darauf führt zunächst die eigentümliche Kälte der Kirchen und vieler Christen, ihre Unfähigkeit, Gewalt als Unrecht und Sünde wahrzunehmen. Die „Unfähigkeit zu trauern“ angesichts von Leid und Schuld hat die gleichen Wurzeln. Wenn man fragt, warum das Christentum im gerade vergangenen Jahrhundert, das wie kein anderes von Gewalt geprägt war, dieser so selten etwas